Sonntags-Blatt.

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., den 28. März 1902. Jahrgang 22 No. 30

Willkommen, du köstliche Osterzeit.

Erwacht ist der Lenz! — Blauveilchen blüh'n
Die Fluren schimmern im ersten Grün,
Es zwitschert und tändelt gar wunderbar
Im nackten Gezweig die gefiederte Schaar.
Der Festtagsglocken geweihter Ton
Dringt aufwärts bis zu des Höchsten Thron,
Willkommen, du köstliche Osterzeit!

Ihr Ostertage, nach dunkler Nacht
Verkündet ihr lichtvoll die Frühlingspracht,
Vom Banne erlöst ist das Menschenherz,
Von Wintersnöthen und Sehnsuchtsschmerz.
Hell glänzt das Auge und überall
Weckt neues Leben der Sonnenball,
In seliger Wonne klingt's weit und breit:
Willkommen, du köstliche Osterzeit!

Kannst Du noch schlafen, wenn's weht so lind,
Du staubgeborenes Menschenkind?
Dringt nicht wie das Ostergeläut vom Dom
Zu dir des Lebens verjüngender Strom?
Erfaßt dich nicht bei des Lenzes Weh'n
Der Gedanke, daß neue Wunder geschehen?
Erwache und jub'le im Sonntagskleid:
Willkommen, du köstliche Osterzeit!

Wo aber die Trübsal kam zu Hauf,
Verzagtheit drückte den Stempel auf,
Da möge im Frühlingssonnenschein
Ostara die liebliche Trösterin sein.
Sie helfe dir tragen die schwere Last,
Ja, Ostern bringe Dir Ruhe und Rast,
Wenn auch unter Thränen, sei spruchbereit:
Willkommen, du köstliche Osterzeit!

Auferstehung.

Eine Oster-Novellette von Otto Elster.

Die Oster-Glocken klangen über ihm in den blauen Lüften. Auf lauem Südwind wurden die Glocken-Grüße fortgetragen und klangen hinein in den knospenden Wald, der leise rauschend auf- und abwogte, wie der Wellenschlag der See.

Der Mann, welcher auf dem einsamen Waldwege entlang schritt, beschleunigte seinen Marsch, und stand nach wenigen Minuten am Saume des Waldes. Vor ihm eröffnete sich das Thal seiner Jugendheimath. Da lagen sie zwischen blühenden, knospenden Gärten, die kleinen Häuser seines Heimathstädtchens, da lag es ernst und altersgrau auf mäßiger Anhöhe, das Kirchlein, und von dem verwitterten Thurme gingen die Glockenklänge aus, welche den Wanderer vorhin im Walde so tief ergriffen hatten.

Als Knabe, als Jüngling hatte er diese metallenen ergreifenden Töne schon gehört; sie hatten ihm bei jeder Feier seines Lebens erklungen, an frohen und ernsten Tagen. Sie hatten seine Eltern zu Grabe, sie hatten ihn an den Tisch des Herrn begleitet, sie hatten die Braut zum Altar geleitet, die Braut, welche er mit jungem, leidenschaftlichen Herzen geliebt, und die doch einen anderen Mann gewählt hatte.

An jenem Tage hatte er die Glocken seiner Heimath zum letzten Male gehört! Er war hinausgestürmt in die Weite, durcheilte die alte und die neue Welt, und immer ferner und ferner klangen die Glocken seiner Jugend, seiner Heimath, bis ihr letzter Ton verhallt war, und er als einsamer Mann dastand, die Kisten und Kasten voll, doch das Herz so leer — so leer!

Noch einmal wollte er die Gräber seiner Eltern besuchen, und dann wieder hinaus in die Welt, die weite Welt! Und nun klangen ihm die Glocken seiner Jugend wieder entgegen, die Glocken, welche das heilige Osterfest, das Fest der Auferstehung einläuteten, und er sah die Menschen festlich gekleidet in das alte Kirchlein treten, er sah den Pfarrer über den Friedhof schreiten und in der Sakristei verschwinden, und es zog ihn mit Allgewalt in das kleine Gotteshaus, an die Stelle, wo er so viel Leid und Freud seiner Jugend erfahren. Zwanzig Jahre fast waren verflossen, seit er nicht an Gottes Altar getreten war. Als er in die Welt hinausstürmte, ein achtzehnjähriger Jüngling, da nahm er das schmerzliche Bild des Mädchens mit sich, das er geliebt und das sich einem fremden Manne vermählt. Er mied die Kirche, in der ihm stets jenes Bild erschien — und später, als das Bild verblaßte, da war unendliche Gleichgültigkeit in sein Herz gezogen, da lächelte er über die leidenschaftliche Thorheit, über die Träume seiner Jugend. Er war ein Mann, der sich sein Leben selbst erbaute.

Doch heute mochte er nicht an der Kirche vorübergehen, und er trat ein in das fast bis zum letzten Platze gefüllte Gotteshaus.

Die Töne der Orgel durchbrausten den Raum, und jubelnd erklang das Osterlied: Christ ist erstanden.

Niemand sah sich nach dem einsamen Mann um, der, hinter einem Pfeiler stehend, die Blicke sinnend zum Altar schweifen ließ, zu jener Stelle, wo seinem jungen Herzen das schwere Leid angethan war. Dann blickte er nach jenem Platze hinüber, wo die Geliebte mit ihren Eltern zu sitzen pflegte — und er schrak heftig zusammen.

Täuschte ihn ein Traum? Da saß sie ja, die Geliebte seiner Jünglingsjahre, wie vor zwanzig Jahren im Glanze der aufblühenden Jugend, das süße, rosige Gesichtchen umrahmt von der Fülle blonder Locken, die Augen fromm und demüthig auf das Gebetbuch gesenkt, die blühenden, thaufrischen Lippen leicht zum Gesang geöffnet.

Der einsame Mann erbebte. Seine Blicke hingen an der holden Mädchenerscheinung — sie mußten wohl eine magnetische Kraft ausüben, das Mädchen wurde unruhig, jetzt schlug es die großen blauen Augen auf, und ihre Blicke trafen sich. Eine feine Röthe stieg in den Wangen des Mädchens empor, dann wandte es sich an die neben ihr sitzende schwarzgekleidete Dame und flüsterte ihr einige Worte zu. Die Dame blickte ebenfalls nach dem Fremden hinüber; dieser sah, wie sie jäh erröthete und ein seltsames Lächeln über ihr noch immer schönes, aber bleiches Gesicht flog.

Der Heimgekehrte erkannte sie, die Geliebte seiner Jugend im Herbstesglanz des nahenden Alters und neben ihr die Jugend selbst, ihre Tochter.

Tief ergriffen wandte er sich ab und zog sich in den dämmerigen Hintergrund der Kirche zurück. Hier setzte er sich nieder, stützte die Arme auf die Kniee und barg die Stirn in den Händen. So saß er regungslos da und dachte und sann über das Leben nach, das so seltsames und wunderliches Spiel mit uns Menschen treibt. Verklungene Leiden und Freuden — Irrwege des Herzens — Streben und Kämpfen des Geistes — Wünsche und Hoffnungen — wohin entschwindet das Alles? Wie der Wind, von dem Niemand weiß, von wannen er kommt und wohin er entschwindet.

Da saß er nun, der nach langen Jahren Heimgekehrte! In seinem Herzen lebte das Bild der Jugendgeliebten noch im alten Glanze und siehe da — es trat ihm verwelkt, verblaßt, verblüht entgegen. Aber neben dieser welkenden Blume blühte eine neue, frische, schimmernde Knospe auf, dem Jugendbilde gleich, das er im Herzen trug. Aber an dem verblühten Jugendbilde merkte er, daß auch seine eigene Jugend verblüht, daß auch ihm das Alter nahte. Wohl fühlte er sich noch kräftig und jung — aber wie lange noch, und auch auf seine braunen Locken fiel der Reif des Alters und das Alter grub seine unbarmherzigen Runen in seine Wangen in seine Stirne.

Die Worte des Pfarrers klangen ihm wie aus weiter, weiter Ferne. Erst als der Schlußgesang die Kirche durchbrauste und die Leute sich bereits anschickten, das Gotteshaus zu verlassen, erwachte er aus seinen Träumen. Langsam erhob er sich und trat auf den die Kirche umgebenden Friedhof hinaus. Dort unter der hohen Cypresse befanden sich die Gräber seiner Eltern, dorthin wandte er sich, blieb an den Gräbern stehen und freute sich des Frühlingsblumenflor, welcher die Grabhügel bedeckte.

Die Menschen gingen achtlos an ihm vorüber. Sie kannten ihn nicht mehr. Zwanzig Jahre verändern unsere Gestalt, unsere Gesichtszüge, daß nur das Auge der treuen Liebe uns wiederzuerkennen vermag.

Da — ward nicht sein Name hinter ihm genannt? Hastig wandte er sich um. Da stand die Jugendgeliebte vor ihm und bot ihm mit mildem Lächeln die Hand.

„Alfred Paland — wie freue ich mich, Sie in der Heimath wieder begrüßen zu dürfen!“

„Agnes — Gnädige Frau . . . .“ stammelte er verwirrt.

„Nennen Sie mich nur immerhin „Agnes“,“ sagte sie lächelnd, „wie wir uns früher — vor fast zwanzig Jahren genannt haben. Ich habe Sie vorhin in der Kirche sofort erkannt . . . aber wollen Sie mir nicht Ihre Hand geben, Alfred?“

Er ergriff ihre Hand und preßte sie an die Lippen. „Verzeihen Sie, Agnes, wenn ich nochmals in Ihr Leben trete.“

Sie sah ihn leicht erröthend, aber mit freundlichem Lächeln an. „Ich freue mich herzlich darüber, einen Freund aus der Jugendzeit begrüßen zu dürfen. Haben Sie denn an diese frohe, harmlose Jugend gedacht, Alfred? Sie sind ja ein weitgereister Mann geworden! Ich bin hier an der heimathlichen Scholle kleben geblieben. Jeder nach seiner Art — nicht wahr, Alfred? Und nun treffen wir uns an diesem schönen, sonnigen Ostermorgen am Grabe Ihrer lieben Eltern wieder! Sie haben Ihre Heimath nicht vergessen . . . .“

„Nein, niemals, Agnes!“

„Aber Sie sind doch fremd hier geworden. Niemand kennt Sie mehr — ich habe Sie gleich erkannt . . . .“

„Ich danke Ihnen dafür.“

„Wollen Sie hier bleiben?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wollen Sie mir eine große Freude machen, Alfred?“

„Gewiß!“

„So seien Sie für heute mein Gast.“

„Aber Ihr Gatte —?“

Ein leichter Schatten huschte über ihr Gesicht. Sie wies nach einem Grabstein. „Seit fünf Jahren ruht mein Gatte dort.“

„Ach, ich bedauere . . . .“

„Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Alfred?“

„Von Herzen gern.“

„So kommen Sie. Meine Tochter erwartet mich am Ausgange des Friedhofes. Wie gefällt Ihnen meine Agnes?“

„Sie gleicht Ihnen in wunderbarer Weise . . . .“

„Ja, wie ich vor zwanzig Jahren war,“ meinte Frau Agnes leichter. „Und wie ich Ihnen in der Erinnerung stehe,“ setzte sie mit leichter Wehmuth hinzu.

Schweigend schritten sie Seite an Seite durch die Reihen der Gräber. Agnes kam ihnen entgegen.

„Hier, mein Kind, ist Doktor Alfred Paland — ein Jugendfreund von mir — ich habe Dir schon oft von ihm erzählt.“

Agnes erröthtete, indem sie Alfred die Hand reichte. „Mama hat oft von Ihnen gesprochen, Herr Doktor . . .“

Er hielt ihre Hand und blickte in ihr blaues Auge. Und in seinem Herzen quillt es heiß empor. Sein Herz feierte das Fest der Auferstehung an diesem herrlichen, sonnigen Ostermorgen.

Mit einem Lächeln blickte Frau Agnes auf die Beiden. Eine Thräne wollte sich in ihr Auge schleichen, doch stark in der Liebe zu ihrer Tochter unterdrückte sie diese einsame, bittere Thräne, die sie der versunkenen Jugend, dem verklungenen Glücke nachweinen wollte und freute sich des auferstandenen Glückes in seinem Herzen und des aufteimenden Glückes ihres Kindes.

Wie jugendfrisch und stark seine Gestalt noch war! Wie glückstrahlend seine dunklen Augen! Und dann dachte sie an ihre eigene entschwundene Jugend, an ihr langes Leben an der Seite des Gatten, dem sie die Hand gereicht, um den Wunsch ihrer Eltern zu erfüllen, um ein sorgenfreies Dasein zu erhalten. Unglücklich war sie nicht gewesen in ihrer Ehe: sie wäre ungerecht gewesen, wollte sie das sagen. Aber das rechte, tiefe Glück hatte sie niemals empfunden, ihr Leben war dahingeflossen in glatter Alltäglichkeit, unter nüchternen Sorgen und Mühen, und nur in der aufblühenden Tochter hatte sie sich wahrhaft glücklich gefühlt.

Und wenn sich jetzt die Herzen fanden, dann wollte sie segnend die Hand auf sein und ihres Kindes Haupt legen und wunschlos und klaglos zurücktreten in den Schatten des nahenden Alters, ihrem Kinde den vollen Sonnenschein des Lebens nicht mißgönnend..

Durch den blüthenbedeckten Garten schritten die drei dem einfachen Landwause zu, das Frau Agnes bewohnte. Die weißen Blüthenblätter rieselten auf sie nieder wie leichte Schneeflocken. Auf dem höchsten Gipfel einer Linde pfiff eine Drossel ihr Frühlingslied, und in den Büschen war ein Haschen, Flüstern und Zwitschern, als trieben neckische Geister und Elfen dort ihr loses Spiel.

Wie lebhaft Alfred jetzt plauderte! Wie glücklich lächelnd das junge Mädchen zu ihm mit seltsam leuchtenden Augen emporsah! Wie jäh sie erröthete, wenn sein Auge ihrem Blick begegnete und ihn festzuhalten suchte! Das war das Glück! Das war die Jugend!

Sie traten in den Gartensalon, der mit Blumen geschmückt war, wie zum Empfang eines lieben Freundes.

„Es ist das Werk meiner Tochter,“ sagte Frau Agnes lächelnd. „Sie liebt die Blumen und schmückt jeden Morgen die Zimmer aus. Und nun, lieber Freund, entschuldigen Sie uns einen Augenblick. Ich werde der Köchin einige Aufträge geben, und Agnes muß den Tisch decken — Sie bleiben doch zum Essen?“

„Wenn ich nicht störe . . .“

„Aber wie können Sie denken? Umstände werden nicht gemacht — aber dieses Wiedersehen muß doch gefeiert werden . . .“

Sie nickte ihm freundlich lächelnd zu, legte den Arm um die schlanke Gestalt des Töchterchens, und beide entfernten sich.

Alfred athmete tief auf. Welch ein anderer Mensch war er in der letzten Stunde geworden! Wie heilige Festesfreude war es über ihn gekommen, wie weihevolle Osterstimmung, wie das Erwachen aus einem Traume, wie die Auferstehung aus tiefem, tiefem dumpfem, drückendem Schlaf.

War es denn möglich, daß er noch so fühlen konnte? daß er noch jung war? daß sein Herz noch in stürmischen Wallungen pochte, wie damals, als er der Heimath entflohen war? Er reckte die Arme empor — ja, ja, er war noch jung, er war noch nicht zu alt, um glücklich zu machen!

Sein Blick fiel auf ein Bild — es stellte Agnes dar, im lichten, weißen Kleide, die blonden Locken mit einer Rose geschmückt, um die Lippen ein weiches, träumerisches Lächeln.

Er nahm das Bild in die Hand und konnte sich nicht satt sehen an der jugendfrischen Schönheit. Ein tiefes Glücksgefühl überkam ihn — es war ihm, als schütte der Frühling sein Füllhorn von Blüthen über ihn aus — und jetzt, jetzt begannen die Osterglocken wieder zu läuten — und er hielt sich nicht länger, er drückte das Bild an die Lippen.

Ein leichter Ausruf ertönte. Er wandte sich rasch um, und vor ihm stand Agnes, über und über purpurroth. Schnell stellte er das Bild auf seinen Platz zurück, und eilte auf das junge Mädchen zu.

„Verzeihen Sie mir, Agnes —“ und er ergriff ihre Hände, „aber es war stärker, als ich — ich konnte nicht anders . . .“

Er wollte ihre Hände an die Lippen führen, er wollte sie selbst in die Arme ziehen — aber sie entzog sich ihm und wandte sich ab, die Hände vor das erglühte Gesichtchen schlagend.

„Sind Sie mir böse, Agnes?“ flüsterte er.

Da ließ sie die Hände sinken und sah ihn lächelnd an. Dann schüttelte sie die blonden Locken, und als er sie haschen wollte, floh sie davon.

Aber der Blick ihrer Augen hatte ihm frohe Antwort gegeben. „Dank euch, ihr Osterglocken!“ jauchzte er auf zum leuchtenden, blauen Frühlingshimmel: „mein Herz ist auferstanden — dank euch! dank euch!“

Das Osterfest und seine Bräuche.

Kein einziges Fest ist von uralten, schönen und sinnigen Gebräuchen so sehr umgeben wie das Osterfest.

Die uralten Sitten und Gebräuche, welche sich an das heidnische Fest knüpften, sind theilweise mit in die christliche Osterfeier herübergenommen worden und dort zumeist im Laufe der Zeit wieder ausgeschieden und verschollen. Anderes hat sich bruchstückweise, vielfach verändert, im Schooße des Volkes als festlicher oder abergläubischer Brauch erhalten.

Die Ostara, eine Genossin der Holda, war eine freudige, heilbringende Erscheinung; nach ihr wurde der April „ostermanoth“ genannt und ihr brachte das Volk die ersten Maiblumen zur Opfergabe dar. Weißgekleidete Jungfrauen, die sich nach der Volkssage um Ostern zur Zeit des einkehrenden Frühlings in den Felsenklüften oder auf den Bergen zeigen, gemahnen noch an die altdeutsche Frühlingsgöttin. Ihr zu Ehren wurden auch jene Feste gefeiert, welche die Vertreibung des Winters und den Einzug des Frühlings darstellen. Zur Zeit, da Flur und Feld, Hain und Wald zu grünen anfingen, traten Fridebolt und seine Gesellen mit langen Schwertern auf und erboten sich zum Osterspiel. Dieses bestand in einem Schwerttanz, der von zwölf Männern ausgeführt wurde, von denen einer den Sommer, wie er den Winter aus dem Lande treibt, darstellte.

Im nördlichen Deutschland herrschte gleichzeitig die Sitte des Osterfeuers. In allen Städten, Flecken und Dörfern wurde am Abend des ersten Ostertages auf Bergen und hochgelegenen Punkten ein großes Feuer aus Stroh und Holz angezündet. Jung und Alt strömte zusammen und tanzte jubelnd und singend um die Flammen; Hüte wurden geschwenkt und Tücher in das Feuer geworfen. Alle Berge und Hügel im weiten Umkreise leuchteten, und es war ein erhebender Anblick, von einem der höheren Punkte viele Meilen ringsum das Land zu überschauen und nach allen Seiten hin auf einmal eine große Menge solcher Feuerbrände gen Himmel lodern zu sehen.

Aber die eigentliche heidnische Feier beim Anbruche des Frühlings bestand darin, daß der Winter in der Gestalt einer Strohpuppe zerrissen und aus dem Dorfe hinausgeworfen wurde, während der buntgeschmückte Frühling seinen Einzug hielt. Am Ostertage selbst gestattete die Geistlichkeit diesen offenbar heidnischen Brauch nicht, und so verlegte man ihn in die Mitte der Fastenzeit auf den Sonntag Lätare; das Zerreißen der Strohpuppe sollte alsdann ein Symbol der halbabgelaufenen Fastenzeit bedeuten.

Ein Osterspiel mit Gesang und Tanz im Freien, auf grünem Anger, hat sich unter Kindern und selbst Erwachsenen vereinzelt bis auf die heutige Zeit erhalten. Auf das Land müssen wir eilen, wenn das rechte Ostergefühl über uns kommen soll; nur unter Gottes freier Natur feiert man mit ganzer Seele das Auferstehungsfest. Welches Stadtkind, das Verwandte auf dem Lande hatte, denkt nicht selbst noch in späten Tagen gern an die Freuden zurück, die ein Osterfeiertag im Dorfe darbot? — Noch heute wird an vielen Orten das Lätaresingen abgehalten, wobei Kinder mit buntgeschmückten Bäumchen im Dorfe umherziehen, Lieder absingen und dafür mit sogenannten Mehlweißen, Bauerbissen, manchmal auch mit kleiner Münze beschenkt werden.

Ein anderer Brauch, welcher noch an das heidnische Ostern erinnert, ist das Holen des „Osterwassers“. Vor Sonnenaufgang schöpft man Wasser aus einem nahen Flusse oder Teich in dem Glauben, daß an diesem Festtage für eine kurze Zeit dem irdischen Gewässer eine wunderbare, heilsame Kraft vom Himmel verliehen werde, so daß es die Haut der eitlen Menschen vor Runzeln und Flecken bewahre, und viele Krankheiten heile.

Zu den charakteristischsten Ueberbleibseln volksthümlicher Osterbräuche gehören die Ostereier und Eierspiele. Daß bei einem Frühlingsfest das Ei eine Rolle spielt, ist begreiflich genug, nicht nur, daß es als Sinnbild des erwachenden Vogellebens recht eigentlich zum Frühling gehört; es ist eines der sprechendsten Symbole für das aus der Verborgenheit neu aufteimende Frühlingsleben überhaupt. Das Ei ist ein Sinnbild schöpferischer Naturkraft, das gleichsam den Gebräuchen der heidnischen Zeit für den Ideenkreis der christlichen Kirche entlehnt und symbolisch auf das neuerstandene Leben des Erlösers übertragen wurde. So ist es denn nicht zufällig, daß in den slavischen Ländern unter den Gaben, welche in der Kirche zu Ostern dargebracht und vom Priester geweiht werden, sich auch Eier befinden, und daß man mit Bekannten, die zum Besuche kommen, ein Ei theilt und je zur Hälfte ißt. Auch bei unseren Altvordern haben die Eier neben dem Osterkuchen als Gaben an Besucher, später hauptsächlich an die Kinder, gedient. Noch heute besteht vielfach die Sitte, daß Kinder in befreundeten Familien, besonders aber bei ihren Pathen, Osterbesuche machen und mit Eiern beschenkt werden. Bunt gefärbt, mit kleinen Bildchen beklebt und farbigen Bändern geziert — auch dieser Brauch hat sich aus der alten Heidenzeit erhalten, denn das Bunte gehört, gegenüber der Farblosigkeit des Winters, zur Frühlings-Symbolik — sind sie dem Kinderleben wohlbekannt, und wer wüßte nicht, daß es der „Osterhase“ ist, der diese Eier legt.

Die Eierspiele verdanken auch nicht nur der Spiellust der Kinderwelt ihren Ursprung. Schon bei den alten Römern finden sich Eierspiele im großen Stil in Gestalt gewisser Cirkusspiele, die in den ersten Tagen des April abgehalten wurden. In dem Cirkus Maximus war ein Gestell oder ein Altar angebracht, auf welchem sieben, eiförmig gestaltete Körper lagen, ohne Zweifel in symbolischer Beziehung auf die Geburt der Rossebändiger, der Dioskuren Castor und Pollux. Nach jedesmaliger Vollendung der für jedes einzelne Rennen festgesetzten sieben Umläufe wurde nämlich eines dieser Eier von seinem Postamente herabgenommen, um den Zuschauern die Zahl der geschehenen Umläufe anzuzeigen. Außerdem sollen noch ganz besondere Eierspiele im alten Rom um die heutige Osterzeit abgehalten worden sein. Von diesen Spielen ist aber näheres nicht bekannt, als nur, daß sie den „Eiergöttern“ Castor und Pollux galten, und daß man in einem eiförmigen Kreise nach Eiern um die Wette lief.

Daran erinnert gerade die verbreitetste Art der Eierspiele. Das eine Kind läuft zu einem vorher bestimmten Ziele hin und dann wieder zurück, während das andere eine bestimmte Anzahl Eier, die in gewissen Entfernungen auf die Erde gelegt werden, aufnimmt und in ein Körbchen sammelt. Wer zuerst fertig wird, ist Sieger. Diese Sitte ist jedenfalls uralt, da sie in Deutschland, in Frankreich, in der Schweiz und in Spanien vorkommt, also kein Werk des Zufalls sein kann.

Aus diesen alten Volkssitten und Volksfesten, auf die unsere civilisirten Zeitgenossen in der Regel sehr vornehm hinabschauen, weht ohne Zweifel ein sinniger, poetischer Hauch. Behalten wir also lieb der Väter alte Bräuche; denn Ostern ist da, das Auferstehungsfest.

„Auferstehung ist's! Frohlocken schall empor zum Himmelszelt,
Und beim Klang der Oster-Glocken freue sich die ganze Welt!“

H. Quadt.

Die Geschichte von der erschlagenen Rebhenne.

Die illustrirte Jagdzeitschrift „Wild und Hund“ erzählt dem „Chasseur Francais“ folgendes Stückchen Rechtsprechung des Gerichts in Narbonne nach: Ein Bauer ist angeklagt, im Frühjahr eine Rebhenne mit seinem Stock erschlagen, mitgenommen und verspeist zu haben. Außerdem soll er ihre sieben jungen, wenige Tage alten Hühnchen, gleichfalls eingefangen und in seinem Stalle gehalten haben, um sie nachher zu schlachten, wenn sie erwachsen sind. — Als das gewissenlose Leckermaul nun vor besagtem Richter erscheint, wird es nach dem Zusammenhange der Sache befragt, und der Bauer erzählt darin: „Wie ich neulich mit meinem Maulesel pflüge, greift eine Rebhenne mein Zugthier an. Natürlich wehrte sich dasselbe, schlägt nach der Henne und trifft sie so, daß sie schwer verwundet liegen bleibt. Ich sah nun, daß das arme Thier sterben müsse, und da mich der Anblick solcher Todesqualen zu sehr peinigte, so nahm ich meinen Stock und machte der traurigen Scene ein Ende. Nun, Herr Richter, konnte ich doch das todte Wild nicht liegen lassen, zumal noch sieben Junge desselben hinzugelaufen kamen und sich um den Kadaver setzten. Ich erbarmte mich der Waisen, nahm sie in meinen warmen Stall — und die Alte aß ich auf, da sie ja doch nun einmal todt war und auf eine andere Art nichts mehr nützen konnte. Ein Vergnügen war es übrigens nicht, die alte Henne zu speisen; sie war nämlich zähe wie Leder. Also, nicht ich habe das arme Thier ums Leben gebracht, sondern mein Maulesel ist's gewesen.“ Und der schlaue Gerichtshof trat den Ausführungen des noch schlaueren Bauern bei und sprach ihn frei. Die Kosten wurden der Staatskasse auferlegt.

Ein Mißverständniß.

Im Jahre 1810 hatte Graf Henckel von Donnersmark als Flügeladjutant des Königs von Preußen den Auftrag erhalten, im Gefolge des Feldmarschalls Kaltreuth nach Paris zu reisen, um Napoleon zu seiner Vermählung mit Marie Luise zu beglückwünschen. Bei einem Hoffeste in Neuilly bemerkte der Kaiser, daß der Graf bei der „Francaise“ nicht tanzte und fragte ihn um die Ursache. „Sire,“ antwortete dieser, „ich bin nicht gewohnt, französisch zu tanzen!“ Kaum hatte er dieses gesagt, als Napoleon, der die allerdings doppelsinnigen Worte anders verstanden hatte, als sie gemeint waren, dicht neben ihm ausspuckte und weiterging. Donnersmarck war außer sich darüber und hätte sich wahrscheinlich zu einer folgenschweren Handlung hinreißen lassen, wenn ihn nicht der mecklenburgische Gesandte von Lützow, der ganz in der Nähe stand und den Vorfall beobachtet hatte, rasch unter den Arm gefaßt und weitergeführt hätte.

Ein kurierter Ehemann.

Ein junger Ehemann kam eines Tages in sehr aufgeregtem Zustande zu seinem Schwiegervater und beklagte sich bitter über den Eigensinn seiner Frau, der ihm das Leben zur Hölle machte. „Nun ja“ — unterbrach ihn endlich ungeduldig der alte Herr — „wenn es wirklich so ist, was ich gar nicht glauben kann, wenn wirklich meine Tochter die Schuld trägt — wie soll ich das ändern, was kann ich dafür!“ Nun aber ergrimmte der Unglückliche auf's Neue. „Du allein bist schuld daran!“ schrie er auf. „Du bist doch ihr Vater! Du hast sie erzogen!“ Und schon machte Schwiegerpapa eine ziemlich verständliche Bewegung nach der Thür hin — im nächsten Augenblick aber besann er sich und nachdem er ein paarmal im Zimmer auf und ab gegangen war, sagte er endlich ruhig: „Ich sehe ein, daß du recht hast und ich glaube, wir werden sie kurieren. Sowie ich noch einmal eine Klage über sie höre, dann — dann enterbe ich sie. Das kannst Du ihr sagen — ich gebe Dir mein Wort darauf.“ Die Kur muß wohl geholfen haben, denn der Schwiegersohn kam nie mehr mit einer Klage . . . .

Genau erläutert.

Hänschen (mit seinem Vater, einem Professor, im Restaurant sitzend): „Papa, kann ich auch ein Glas Bier bekommen?“

Professor: „Bekommen könntest Du es wohl, aber es würde Dir nicht bekommen und deshalb darfst Du es nicht bekommen.“

Wink.

Herr: „Wir Menschen sind doch eigentlich nichts Ganzes.“

Dame: „Ach ja, Herr Müller — besonders neben Ihne komme ich mir so als Hälfte vor.“

Pünktlich befolgt.

Ein Arzt verordnet drei Pillen täglich, immer nach dem Essen eine. Bei der nächsten Konsultation fragt er: „Haben Sie auch wirklich jeden Tag drei Pillen genommen?“

„Nein, nur zwei; ich sollte immer nach dem Essen eine Pille nehmen, und morgens esse ich nicht.“